

Träume von einer grünen OPEC

Blumen, Obst und Treibstoff. Afrikas Bauern sind als Kunden im globalen Supermarkt gefragt

„Jetzt ist Afrika an der Reihe“ - mit dieser Ankündigung startete die Bill Gates-Stiftung im September 2006 ihre „Allianz für eine Grüne Revolution“. Als Partner empfahl sich die Rockefeller-Stiftung, die zu Hochzeiten des Kalten Krieges durch die Modernisierung der Landwirtschaft der drohenden „Roten Revolution“ in Asien und Lateinamerika die Basis entziehen wollte. Als Startkapital spendete Gates 100 Millionen US-Dollar, Rockefeller steuerte weitere 50 Millionen bei.

Die großzügigen US-amerikanischen Spender sind nicht die einzigen, die die Landwirtschaft als Entwicklungsmotor wiederentdeckt haben. Nahezu alle internationalen Entwicklungsorganisationen und Finanzinstitutionen legten taufische Strategiepläne für den Agrarsektor vor. Das Leuchtturmprojekt ist der Weltentwicklungsbericht 2008 der Weltbank. Und bei allen steht Afrika im Mittelpunkt.

Vordergründig geht es um Armutsminderung. Afrika südlich der Sahara ist der Subkontinent, auf dem die Millenniums-Entwicklungsziele (MDGs) am deutlichsten verfehlt werden. Und die ländlichen Gebiete sind die Regionen, in denen die größte Zahl der Armen lebt. Das macht sie zu einem geeigneten Feld für neue Ansätze eines „armutsorientierten Wachstums“, einem Amalgam aus Sozial- und Wirtschaftspolitik. Kein Wunder, dass auch viele nichtstaatliche Entwicklungsorganisationen die Wiederentdeckung begrüßen.

Genbaumwolle und Genfood

Um wen geht es? Der „afrikanische Landwirt“ ist - sofern er nicht ein vorwiegend weißer Großfarmer im südlichen Afrika, Kautschuk-, Tee- oder Blumenplantagenbesitzer oder Straussen- oder Rinderzüchter ist – mehrheitlich eine Bäuerin, die ein paar Hektar Land bestellt. Darauf wachsen meist die lokal üblichen Grundnahrungsmittel wie Mais, Cassava oder Hirse, verschiedene Gemüse, vielleicht Bananen oder Papaya. Die Vielfalt dient der eigenen Versorgung, ist aber auch Versicherung, falls das eine oder andere der Trockenheit oder Schädlingen zum Opfer fällt. Etwas Geld bringen Kaffee, Kakao oder andere Marktfrüchte. Außer Mais werden kaum moderne Hohertragssorten, nur wenig Dünger und noch weniger Chemie verwendet. Ohne Pumpe oder Kanalbewässerung sind die Niederschläge entscheidend. Das ist viel und harte Arbeit, reicht aber meist zum Leben, vielfach zu Überschüssen, zumal die Landwirtschaft nur eine Säule einer halbwegs tragfähigen Überlebensstrategie ist. Für Agrarstrategen gilt die kleinbäuerliche Landwirtschaft allerdings als „unproduktiv“ und „rückständig“. Und deshalb seien Afrikas Bauern so arm.

„Afrikas Bauern sind arm, weil sie nicht genug Dünger, Pestizide und patentiertes Saatgut benutzen“, behaupten die Agrarkonzerne. „Sie sind arm, weil sie nicht genug exportieren“, ergänzt die Weltbank. „Sie brauchen mehr Gen- und Biotechnologie“, rät die Rockefeller-Stiftung. Alle empfehlen ein Paket von technologischen, politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen, um Afrikas Bauern für die „Herausforderungen und Chancen“ der Globalisierung „wettbewerbsfähig“ zu machen.

So organisierte die US-amerikanische Düngemittelindustrie im Sommer 2006 in der

nigerianischen Hauptstadt Abuja einen „Düngergipfel“. Gekommen war alles, was Rang und Namen hat im internationalen Entwicklungsgeschäft, von UN-Organisationen über Finanzinstitutionen wie die Weltbank und Entwicklungsorganisationen wie USAID bis hin zur Rockefeller-Stiftung. In der Abschlusserklärung „Dünger für eine afrikanische Grüne Revolution“ versprachen die versammelten afrikanischen Staats- und Regierungschefs der Industrie umfangreiche Unterstützung bei der Markterschließung – Handelserleichterungen, den Ausbau der Infrastruktur, Subventionen.

Afrikas Bauern verwenden nur einen Bruchteil der Düngermenge, die ihre Kollegen in Europa, Asien und Lateinamerika auf die Felder bringen – das verheißt Expansionspotenzial also für die globalen Düngerproduzenten. Ebenso verwenden sie nahezu ausschließlich ihr eigenes Saatgut. Sie kennen seine Eigenschaften, es ist den oft harschen Bedingungen angepasst, benötigt kaum Dünger – und es kostet sie nichts. Auch hier wittert die Agroindustrie den unerschlossenen Markt. Also drängen die „Life Sciences“-Unternehmen - die Konzern-Kombinate von Saatgut, Agrarchemie und Gentechnologie – die Regierungen in Afrika, durch Reformen der Saatgutgesetzgebung und verbesserten Patentschutz ihren Züchtungen den Weg zum Bauern und zum Profit zu ebnen. Die „Allianz für die Grüne Revolution“ will Geld in die Entwicklung neuer Pflanzensorten und den Aufbau eines Netzes von Agrarhändlern stecken, die Dünger, Saatgut und Agrargifte an die Bauern und Bäuerinnen bringen sollen.

Besonders der US-Konzern Monsanto setzt alle Hebel in Bewegung, um den bislang weitgehend Gentechnik freien Kontinent für Genbaumwolle und Genfood zu erobern, tatkräftig unterstützt durch die staatliche USAID und eine Phalanx wissenschaftlicher und menschenfreundlicher Lobbyorganisationen, darunter die Rockefeller-Stiftung. Die Bedenken vieler afrikanischer Regierungen, dass gentechnisch veränderte Pflanzen unkalkulierbare Risiken für Gesundheit und Pflanzenvielfalt haben, werden mit Konferenzen in Nobelhotels, Forschungsstipendien sowie den vollmundigen Versprechungen entkräftet: Mit Gentechnologie ließen sich die Defizite der Landwirtschaft beheben. Afrika wird damit gleichzeitig zu einem Nebenkriegsschauplatz im Tauziehen zwischen den USA und Europa um die Zulassung und weltweite Ausbreitung von Gentechnik-Pflanzen.

Mehr Freiheit wagen

Um mehr Dünger und Saatgut zu kaufen, brauchen Bauern allerdings Geld, das sie bislang kaum haben. Bei ihrer traditionellen solidarischen Ökonomie stehen Eigenbedarf und Ernährungssicherheit im Vordergrund, erst dann kommen Markt und Gewinn.

Auch hier versprechen die internationalen Finanzinstitutionen und Entwicklungsorganisationen großzügig, für Abhilfe zu sorgen. So gibt die Weltbank die Parole aus, dass Kleinbauern „in den Markt integriert werden müssen“. Dafür sollten sie vermehrt „hochwertige Produkte“ anbauen, die mehr Geld bringen als Grundnahrungsmittel - etwa Blumen, Bohnen und Obst. Wohlhabende, qualitätsbewusste Konsumenten und expandierende Supermarktketten, die neben den Handelskonzernen, die den Export kontrollieren, zunehmend als Abnehmer auftreten, würden „Millionen Armen Wege aus der Armut eröffnen“, so die Weltbank im Entwurf des Weltentwicklungsberichts 2008. Auch als Vertragsbauern, die für Plantagen, Agrarunternehmen und Erdölkonzernen Ölpalmen oder Zuckerrohr für Agrartreibstoffe anbauen, wird ihnen eine Befreiung aus ihrer „Rückständigkeit“

versprochen. Schon träumen manche von einer „Grünen OPEC“ in Afrika, die mit Pflanzensprit die Entwicklung antreibt.

Für diese Integration der afrikanischen Landwirtschaft in den globalen Supermarkt geben die Finanzinstitutionen - allen voran die Weltbank und die Afrikanische Entwicklungsbank - außerdem Milliarden für Bewässerungssysteme, den Ausbau von Fernstraßen, den Aufbau von Containerhäfen und Flughäfen. Blumen, Böhnchen und Obst sollen schneller, frischer und kostengünstiger die Konsumenten erreichen.

Um die Ausfuhr von gewinnbringenden Agrarerzeugnisse zu steigern, damit mit den Einnahmen der Absatz von Dünger, Saatgut und anderen Produktionsmitteln für eine kommerzielle Landwirtschaft bezahlen werden kann, fordern Wirtschaft und Entwicklungspolitik außerdem unisono „mehr Freiheit“ - durch den Abbau von Schutzmaßnahmen gegen Importe und den Abbau von Beschränkungen „hinter der Grenze“. Keine nationale Regulierungen mehr, keine Vorrechte für einheimische Unternehmen, weniger Bürokratie und Korruption – all das soll die Transaktionskosten für die Konzerne weiter verringert und die Investitionsmöglichkeiten verbessern. Auch die Europäische Union erhöht mit ihren Wirtschaftlichen Partnerschaftsabkommen (EPAs) den Druck auf die Regierungen von Guinea bis Botswana – sie sollen weiter liberalisieren und privatisieren.

Allerdings gehört Afrika bereits heute zu den „freiesten“ Regionen der Welt – jedenfalls was den Außenhandel betrifft. Nach drei Jahrzehnten Entwicklungskooperation mit der Europäischen Union, zwei Jahrzehnten Strukturanpassungspolitik unter dem Diktat von Weltbank und IWF und nach zehn Jahren WTO-Agrarabkommen sind Zölle, Import- und Exportquoten sowie Subventionen bereits kräftig abgebaut. Gebracht hat das wenig: Afrikas Anteil an den weltweiten Exporten hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten mehr als halbiert. Umgekehrt haben Importe von Nahrungsmitteln aus den subventionierten Überschüssen der EU oder der USA die einheimische Land- und Viehwirtschaft vielfach aus dem Markt gedrängt und wesentlich dazu beigetragen, dass Afrika, das sich in den siebziger Jahren noch selbst ernähren konnte, zum Einkäufer von Nahrungsmitteln und zum Hilfeempfänger degradiert wurde.

Das Interesse an Afrikas Landwirtschaft folgt denn auch weniger dem Zweck, die Nahrungsmittelproduktion wieder zu steigern. Es zielt vielmehr darauf ab, bestimmte Sektoren für die kommerzielle Verwertung zuzurichten, die bislang noch nicht in die globale Wertschöpfungskette der Ernährungsindustrie integriert sind. Zum einen ist der Agrarsektor als Absatzmarkt erwünscht, zum anderen als Investitionsziel begehrt, um Afrikas „Standortvorteile“ zu nutzen und die Exportproduktion von Blumen, Obst oder Agrartreibstoffen auszuweiten.

Was das alles mit Armutsminderung zu tun hat? Genau genommen wenig. Im Gegenteil: Da Afrikas Landwirte nach wie vor fast überall Kleinbauern sind, würden Millionen bei einer solchen Kommerzialisierung und Modernisierung enteignet und marginalisiert. Es ist eine Illusion zu glauben, sie könnten „wettbewerbsfähig“ gemacht werden, um in der durch Agrarkonzerne und Handelsketten dominierten Globalisierung mithalten zu können. Aber auch an diese potenziellen Verlierer wird gedacht: Weltbank und andere Entwicklungsorganisationen planen für sie „Exit-Optionen“ – also den Abgang als Bauer oder Bäuerin und ihre Wiederauferstehung als Landarbeiterin oder Industriearbeiter, wobei die Arbeitsplätze vorerst nur in den Wachstumsprognosen der Planer existieren.

Die Alternative wäre, die Rückständigkeit von Afrikas kleinbäuerlicher Landwirt-

schaft als Vorteil zu nutzen: Teils aus Not, zunehmend aber auch aus Überzeugung ist sie nämlich mehr oder minder „organisch“ und kommt ohne Agrargifte, Chemie und Gentechnologie aus. Es gibt zahlreiche erprobte Methoden, hier anzuknüpfen und Verbesserungen voranzutreiben, die die Versorgung, den Erhalt der Umwelt und mehr Einkommen sichern würden. Viele Probleme, die jetzt die bäuerliche Landwirtschaft bremsen, wären damit zu lösen, ohne sich in die Abhängigkeit von Märkten, Konzernen und teurer Technologie zu begeben. Diese Alternativen haben nur einen Nachteil und werden deshalb kaum von Regierungen und internationalen Entwicklungsorganisationen favorisiert: Anders als eine Grüne Revolution sind sie nicht profitabel für die Agrarkonzerne.

Uwe Hoering

Erschienen in: Freitag, 14. September 2007